

Alexander Gruber

Deutschland: Zuhause, nicht Heimat

Ulrich Völklein, *„Mitleid war von niemand zu erwarten“ – Das Schicksal der deutschen Vertriebenen*, Droemer Verlag München 2005, 352 Seiten, 19,90 Euro.

Als Sechzehnjährige muss Ursula Trautmann 1945 mit ihrer Mutter aus Ostpreußen vor der heranrückenden Roten Armee fliehen. Auf der Flucht sieht sie ein ermordetes anderthalbjähriges Kind, daneben dessen an der Tür gekreuzigte Mutter. Sie überlebt mehrere Tief-fliegerangriffe auf die Flüchtlingstrecks und verliert bei einem ihre Mutter – sie wird sie erst zwei Jahre später wiedersehen. Mit dem Schiff gelangt sie nach Dänemark und wird von der dortigen Bevölkerung mit Eiern und faulem Gemüse beworfen, weil die Rote Armee die Flüchtlinge auch dort bombardiert. Über Eckernförde kommt sie nach Güby an der Schlei. Die Einwohner werden gezwungen, den Flücht-

lingen Quartier zur Verfügung zu stellen, obwohl sie selbst ums Überleben kämpfen. „Es sind viel zu wenige Schiffe mit Flüchtlingen untergegangen“, hört Ursula Trautmann einmal. Die eigenen Landsleute sehen die Vertriebenen und Flüchtlinge aus dem Osten als Last an, denn sie sind Konkurrenten im täglichen, verzweifelten Kampf um Essen, Wohnungen und Geld, sie sind eine weitere Belastung im Kampf gegen Krankheiten und Seuchen.

1955 pachtet die inzwischen wiedervereinte Familie einen Hof in Detmold. Weil sie kein Eigentum erwerben kann, muss sie jedes Mal neue Höfe pachten. Von Detmold geht es nach Herborn, dann nach Ransbach-Baumbach, ins Saarland und am Ende in die Pfalz. 1996, fünfzig Jahre nach der Flucht, kehrt sie in ihre wirkliche Heimat zurück.

Wie den Trautmanns ging es den meisten der über zwölf Millionen Vertriebenen und Flüchtlingen, die aus den ostdeut-

schen Gebieten ins besetzte Deutschland kamen. Nach all dem erlittenen Leid wurden sie menschliches Treibgut: selten willkommen, wenn Glück oder Zufall – und manches Mal auch eigenes Geschick – sie irgendwo „angespült“ hatte. Auch später wurden sie vielerorts sozial ausgegrenzt, als „Polacken“ und „Zigeuner“ verspottet, weil sie „anders“ waren: Deutsch mit Akzent sprachen oder weil sie der „falschen“ Religion angehörten. Für viele wurde Deutschland ein Zuhause, aber nie die Heimat.

Demontage eines Mythos

Der Historiker und Journalist Ulrich Völklein hat in seinem Buch *„Mitleid war von niemand zu erwarten“ – Das Schicksal der deutschen Vertriebenen* nun versucht, die Integration der Vertriebenen in der Bundesrepublik und der DDR aufzuarbeiten. Ihm geht es darum, den „deutschen Nachkriegsmythos von der umstandslos geglückten Integration zu

demontieren“. Dazu skizziert er zunächst sensibel, ohne falsche Schuldzuweisungen und ohne Pathos die historischen Fakten von Flucht und Vertreibung östlich von Oder und Neiße sowie aus dem Sudetenland, bevor er die Aufnahme und Integration der Vertriebenen beschreibt. Im zweiten Teil dokumentiert er vierzehn Erlebnisberichte, die ohne Zweifel zeigen, „welche seelischen Wunden Flucht und Vertreibung unauslöschlich geschlagen haben“. Die Berichte sind teils Interviews, die der Autor selbst mit den Betroffenen geführt hat, teils den *Ostdokumentationen* des Bundesarchives und des Lastenausgleichsarchives in Bayreuth entnommen.

Gemessen an Völkleins Ziel der Demontage des vermeintlichen Mythos von der gelungenen Integration, sind die Erlebnisberichte insofern teilweise nicht glücklich gewählt, weil sie vor allem auf die Phase der Flucht und die ersten Tage auf deutschem Boden eingehen und in Einzelfällen sogar der These des Autors widersprechen. So sagt eine Lehrerin aus Westpreußen: „Mit den Jahren bin ich hier mehr und mehr integriert und habe viele Bekannte und Freunde. Wo Freunde sind, da ist auch Heimat.“

Vor allem scheitert Völklein, langjähriger *stern*- und *ZEIT*-Journalist, an seinem Anspruch, weil in der wissenschaftlichen Darstellung im ersten Teil eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem vermeintlichen Mythos fehlt. Denn dass die Vertriebenen nicht mit offenen Armen empfangen wurden, ist bekannt.

Auch die ökonomische und sozialpolitische Integration lief auf beiden Seiten des geteilten Deutschlands unterschiedlich ab. In der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) profitierte ein Teil der dort „gestrandeten“ vier Millionen „Umsiedler“, wie sie in der SBZ aus Rücksicht vor Polen und der Sowjetunion verharmlosend genannt wurden, zunächst von der Bodenreform, dem Neubauern-Bauprogramm oder 1950 von Wohnungsbeihilfen. Aber die DDR hatte die Oder-Neiße-Grenze anerkannt und lehnte ein „Recht auf Heimat“ als „revanchistisches Denken“ in jeder Form ab. Wer sich nicht beugen wollte, dem blieb nur die Auswanderung nach West-Deutschland – das Leid der Vertriebenen war in der DDR jedenfalls tabu.

Kein Ruhmesblatt im Westen

In den drei westlichen Besatzungszonen und in den

Gründerjahren der Bundesrepublik verlief die Entwicklung zunächst ähnlich. Auch hier gab es neben der materiellen und existenziellen Not Misachtung und Ausgrenzung. Peter Graf Kielmannsegg formuliert es in *Nach der Katastrophe* deutlich: „Zu den Ruhmesblättern der deutschen Nachkriegsgeschichte gehört die Aufnahme der aus dem Osten Vertriebenen im Westen Deutschlands nicht.“

Die Politik zielte aber konsequent auf die Eingliederung und auf den Abbau der sozialen Spannungspotenziale. Denn die Alternative wäre hochriskant gewesen und wurde auch nie erwogen: das bewusste Offenhalten der ohne Zweifel explosiven Lage, um von den alliierten Mächten mit der Drohung gewaltsamer Konflikte die Rückgabe der Ostgebiete zu erzwingen. Die Eingliederung der Vertriebenen wäre aber nur durch politische und administrative Maßnahmen kaum geglückt. Vielmehr half die boomende Nachkriegswirtschaft bei der Lösung dieser gewaltigen Aufgabe. Die Integration via „Wirtschaftswunder“ war aber gewiss kein „selbstläufiger Prozess“. Vielmehr war sie das Produkt von politischen Entscheidungen, die es erlaubten, die

in der Nachkriegswirtschaft eröffneten Möglichkeiten zu nutzen. Vor allem aber hätte sich der Wiederaufbauprozess ohne die Vertriebenen in anderen Formen vollzogen. Sie bildeten ein Reservoir an vergleichsweise leicht verfügbaren qualifizierten Arbeitskräften, das die Wirtschaft brauchte, um expandieren zu können. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Integration am Arbeitsmarkt zumeist nur den Arbeitern gelang. Für jeden zweiten Flüchtling änderte sich hingegen von 1939 bis 1950 seine berufliche Stellung. Besonders oft mussten Selbstständige und Beamte einen sozialen Abstieg hinnehmen: 61 Prozent der Landwirte, 41 Prozent der Selbstständigen außerhalb der Landwirtschaft und dreißig Prozent der Beamten wurden Arbeiter.

Wirtschaftliche Eigeninitiative

Manches Kennzeichen der westdeutschen Nachkriegswirtschaft wäre ohne die Vertriebenen erst später oder gar nicht aufgetreten. Dies trifft insbesondere auf die statistisch schwer messbare, aber unzweifelhaft vorhandene Leistungs- und Aufstiegsorientierung zu. Die Vertriebenen halfen sich

selbst, individuell wie kollektiv, und entfalteten dabei eine beachtliche wirtschaftliche Eigeninitiative: Bereits 1950 existierten in Westdeutschland 5000 industrielle Betriebe von Vertriebenen mit insgesamt 200 000 Beschäftigten.

Gleichzeitig wuchs die gesellschaftliche Integration: So stieg etwa die Zahl der geschlossenen Ehen zwischen Vertriebenen und Einheimischen von 1950 bis 1970 von 400 000 auf über zwei Millionen. Und Völklein konstatiert: „Es war wohl der Zeitfaktor, der zunehmend Gewöhnung an die Fremden mit sich brachte. [...] Aus den Konkurrenzen um knappen Wohnraum, Nahrungsmittel und Arbeitsplätze wurden Berufskollegen und Nachbarn.“

Einen großen Beitrag zur Eingliederung und damit zur kulturellen Stabilisierung leisteten neben den Kirchen vor allem die Landsmannschaften. Sie hielten an ihren Forderungen nach Rückkehr in ihre „Heimat“ fest. Dies taten sie aber die meiste Zeit über in verantwortungsbewusster Weise – bis auf einige Ausnahmen, etwa beim „Deutschlandtag“ in Hannover 1985 mit dem heftig umstrittenen Motto „Schlesien bleibt unser“.

Völklein kommt selbst zu dem Schluss: Die Vertriebenen „gliederten sich – nach Jahren des Verzichts und der Anpassung – in das politische Leben der Bundesrepublik ebenso ein wie in deren Alltag“. Bereits 1964 erklärten sich so in einer Umfrage nur noch 27 Prozent der Vertriebenen willens, in ihre Heimat zurückzukehren, wenn diese wieder deutsch werden sollte.

Dass sich Westdeutsche und Vertriebene in den ersten schwierigen Jahren alles andere als leicht miteinander getan haben, widerspricht also nicht zwingend der These von der geglückten Integration der Vertriebenen. Gleichwohl haben sich viele von ihnen auch später trotz der gelungenen ökonomischen und politischen Integration weder in der Bundesrepublik noch in der DDR „heimisch“ gefühlt. Diese Tatsache haben aber nicht erst die zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen mit deutlich größerer Quellenbasis der letzten Jahre nachgewiesen, die der anonymen Masse von zwölf Millionen Vertriebenen Gesichter gegeben und deren von Öffentlichkeit und Wissenschaft mitunter vernachlässigtes Leid ans Tageslicht gebracht haben.